

Nr. 76. Bromberg, den 28. April 1926.

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

(6. Fortsetzung.)

Sie sah ihn mit starren Augen an. Hatte er nicht geradezu auf ihre Gedanken geantwortet? Sie drückte ihm unwillkürlich die Hand und suchte nach Worten. Er aber wehrte ab.

„Weiß schon, Schwester Agathe, weiß schon. Sie sind eine dankbare Seele. Sie sollen auch weiter gut von mir denken. Hier nehmen Sie für den ersten Monat.“

Eine Sorge war von seinem Herzen, als sie gegangen. — Die einzige Zeugin seiner furchtbaren Mordtat. Und er wußte nun, daß in den tiefsten Falten ihres Herzens nicht eine Spur von Verdacht war.

Dann saß auf demselben Stuhle der Polizeioberbeamte von Tegel.

„Sie geben das Sanatorium auf?“

„Ich bin zu sehr mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt.“

Sie schwiegen beide, und wieder lauschte der Doktor, was jener dachte.

„Eigentlich schade, der Mensch ist ein tüchtiger Arzt. — Also das ist das berühmte Spukhaus. Und jetzt will der Mann sich hier wieder vergrübeln. Wie stell ich's nur an, ihn zu fragen. Möchte doch wissen, ob's wahr ist, was die Leute behaupten, daß er ein altes Buch gefunden hat, daß der Alchimist in den Kellern vergrub, und daß er nun selbst versuchen will, Gold zu machen.“

Doktor Magnus lachte laut auf und verwundert blickte der Kommissar ihn an. Aber Magnus antwortete immer noch lachend.

„Ganz recht haben die Leute, lieber Kommissar, Gold will ich machen, wenn auch anders, wie die törichten Leute es denken. — Im übrigen, wenn Sie's vielleicht interessiert, einmal einen Rundgang durch das alte Gemäuer zu machen, 's ist manches Interessante darin an alten Apparaten und Tiegeln, das mein gelehrter Vorgänger vor ein paar hundert Jahren sich aufbaute, um der Menschheit Sand in die Augen zu streuen.“

Da starrte der Kommissar ihn an.

„Sie erraten meine Gedanken.“

Er verstand nicht, warum der Doktor jetzt spöttisch lächelte:

„Wirklich?“

Aber wieder war ihm ein Stein vom Herzen. Dieser Kommissar war es ja, der damals die Totenscheine der beiden Ermordeten abnahm. Und nun weiß er, auch er hat keinen Verdacht. Trefflicher Wisley! Die feine Membran, die nach seinen Vorschriften neu angefertigt und die unsichtbar im Stuhle so angebracht ist, daß der Körper des Sitzenden sie berührte, und die zu einer ähnlichen hinüberleitet, die so in der Lehne seines Sessels eingebaut war, daß er unauffällig den Kopf gegen sie lehnen konnte, fiel niemand auf. Noch weniger, daß von beiden Membranapparaten ein paar Drähte hinüberführten zu dem großen System elektrischer Apparate und Kathodenröhren, die auf dem Schreibtisch montiert waren. Gern opferte er jetzt dem Kommissar eine Stunde, um ihm die astrologischen Werkzeuge und die alten Retorten im Laboratorium im Keller zu zeigen. Sie standen dort unten und schauten den großen Kamin an mit dem gewaltigen Gebläse, die jetzt voller Staub lagen.

„Gewiß, Herr Kommissar, wenn hier ein Verbrecher hauste, in solchem Ofen könnte man in zehn Minuten einen Menschen spurlos verbrennen.“

Wieder schüttelte der Kommissar den Kopf.

„Das waren eben meine Gedanken.“

Also auch die hier unten in den Fußboden unterhalb der beweglichen Platte eingelassene Membran, auf der der Kommissar stand, und jene andere, auf die Doktor Magnus unauffällig die Hand legte, genügte, um die Gedanken zu übertragen.

Befriedigt ging der Kommissar seiner Wege und ahnte nicht, daß er zum Versuchsobjekt geworden — ahnte nicht, wie seine neugierigen Gedanken des Doktors böses Gewissen beruhigt hatten.

*

Das liegt also um Wochen zurück. — Wochen ernstester Arbeiten. Jetzt ist niemand mehr bei ihm im Hause, als Heinrich, das alte Faktotum. An ihm würde der Doktor vergebens studieren. Heinrich denkt überhaupt nichts. Er versteht nur, wie ein treuer Hund zu gehorchen. Der Doktor schaltet die Hebel ein. Er weiß, daß der Dampfer „Normania“, der zwischen Southampton und dem Weser-Feuerschiff irgendwo auf der Nordsee dampft, mit Wellenlänge sechshundertzwanzig zu erreichen ist.

„Bitte Herrn Ulrich Gerlach an das drahtlose Telephon.“

Eine kurze Weile, dann antwortet eine Stimme:

„Hier Ulrich Gerlach. Herr Doktor Magnus, sind Sie es?“

„Ich bin es, Ulrich. Aber du sollst Onkel Severin sagen. Gesund und munter?“

„Vollkommen, Onkel.“

„Dann paß einmal ganz genau auf, was ich dir sage.“

Doktor Severin Magnus spricht kein Wort mehr. Er neigt sich in den Aufnahmeapparat und preßt sein Haupt dicht an den Trichter. Sehr lange verharrt er so. Er selbst spricht kein Wort und von drüben kommt keine Antwort.

Dann endlich, eine ganz fremde Stimme:

„Ist dort jemand?“

„Hier Doktor Severin Magnus. Ich sprach mit meinem Neffen Ulrich Gerlach. Ist er vom Apparat fortgegangen? Warum antwortet er nicht?“

„Ich bin der Funker des Dampfers „Normania“. Herr Gerlach stand neben mir und hörte. Dann aber sank er plötzlich ohnmächtig um, d. h. er scheint zu schlafen. Eine plötzliche Schwäche hat ihn wohl übermannt.“

„Wenn er erwacht, so sagen Sie ihm, daß ich ihn morgen in Bremerhaven mit dem Auto erwarte.“

Doktor Magnus schaltet die Hebel aus und wieder liegt Triumph in seinen Mienen. Ulrich Gerlach ist der Mann, den er braucht. Und der Radio-Celebrator hat eine neue Probe bestanden. Ganz scharf und mit Aufwendung aller Energie hatte Severin Magnus gedacht:

„Ich bin so müde, ich bin so unendlich müde, ich kann die Augen nicht mehr aufhalten, ich muß einschlafen.“

Und draußen auf den Wogen der Nordsee hat Ulrich, dem die Wellen des Äthers die Schwingungen des Gehirns von Severin Magnus zutragen, unwillkürlich dasselbe gedacht und — — — ist eingeschlafen.

Severin Magnus telephoniert. — Diesmal ausnahmsweise nicht drahtlos. Ein Automobil soll kommen zur Fahrt nach Bremerhaven. Warum nicht. Severin Magnus ist nicht mehr arm. Ein gut Teil Tausendmarkscheine liegt in seiner Tasche. Gestern hat sie ihm Friedrich Wendmüller geliehen, zehntausend Mark. Auf ein halbes Jahr. Friedrich Wendmüller, von dem jeder weiß, daß er ein mißtrauischer alter Geizhals ist, der wucherische Geld-

geschäfte macht und jedem die Kehle zuschnürt. Severin Magnus hat sich an ihn gewendet. Und natürlich hatte der Wucherer nur ein bedenkliches Wiegen des Kopfes.

„Ich kann Ihnen unumstößliche Sicherheiten geben, aber Sie müssen zu mir in meine Villa kommen. Dort habe ich die Sicherheiten und kann sie unmöglich zu Ihnen bringen."

Friedrich Wendmüller ist ihm gefolgt. Fast mit dem letzten Geld, das er besaß, hat Severin Magnus das Auto nach Tegel bezahlt. Friedrich Wendmüller hatte ein ärgerlich höhnisches Gesicht.

„Das ist eine Villa? Eine Räuberbude vielleicht. Wenn Sie sich etwa einbilden, daß ich für den alten Rumpelkasten auch nur fünf Pfennig gebe, dann sind Sie schief gewickelt, mein Lieber."

Magnus lächelt.

„Wollen Sie bitte erst eintreten, verehrter Herr Wendmüller."

Dann sitzen sie einander gegenüber in den beiden Sesseln am Schreibtisch.

„Sehen Sie mich an, ich bin Doktor Severin Magnus. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich eine Erfindung gemacht habe, die mich in einem halben Jahr zum reichsten Mann von Europa macht. Sie geben mir zehntausend Mark und ich gebe Ihnen heute in sechs Monaten zwanzigtausend Mark wieder."

„Und die Sicherheit?"

Severin Magnus sieht ihn an.

„Mein Ehrenwort."

Dann bleibt Severin Magnus stumm und sieht ruhig — nicht etwa in Wendmüllers Gesicht, sondern vor sich zur Erde. Wendmüller ist wütend. Seine Gedanken empört. Am liebsten spränge er augenblicklich auf und liefe davon. Dieser Tor, dieser Schafskopf. Was bildet der sich denn ein — bin ich ein Narr. Bin — ich will — ich — Teufel, der Mann ist ein interessanter Mensch, ein energisches Gesicht. Er gibt sein Ehrenwort. Er ist ein Mann von Ruhm, ein bedeutender Arzt. Ein langjähriger Assistent von Geheimrat Milanius. Er spricht so sicher. Wenn doch etwas an der Sache wäre? Zehntausend Mark Reinverdienst in einem halben Jahr. Nein, ganz bestimmt, der Mann ist kein Schwindler. Gerade weil er so offen spricht, weil er eingesteht, daß er keine andere Sicherheit hat. Nein, ganz sicher, der Mann bricht sein Ehrenwort nicht. Der Mann gibt mir die zwanzigtausend in einem halben Jahr wieder."

Doktor Severin Magnus hebt den Kopf. Er sagt ganz gleichgültig, als sei es ihm gar nicht aufgefallen, daß Herr Wendmüller solange geschwiegen:

„Wenn es Ihnen nicht angenehm ist, Herr Wendmüller, ich habe eine Offerte von Samuel Hirschfeld."

Er schweigt wieder und sieht vor sich hin.

Herr Wendmüller denkt weiter:

„Samuel Hirschfeld. Der Mann macht's, natürlich macht er es. Der Mann hat ja drei Monate im Sanatorium von Geheimrat Milanius gelegen. Er kennt den Doktor Magnus. Warum soll der Hirschfeld verdienen, was ich verdienen kann?"

Er spricht:

„Warum sind Sie zu Samuel Hirschfeld gegangen?"

„Weil man mir sagte, daß Sie etwas mißtrauisch wären. Weil ich Empfehlungen an Herrn Hirschfeld habe und weiß, daß er es tut. Nur weil ich bei Ihnen zuerst war, wollte ich Ihnen die Vorhand lassen. Ich hatte es Ihnen einmal gesagt und ich halte mein Wort."

Herr Wendmüller denkt:

„Ist ein anständiger Mensch. Wer im kleinen sein Wort hält, hält's auch im großen. Soll der Hirschfeld nicht verdienen das Geld, werde ich es selber verdienen."

Er spricht:

„Wann brauchen Sie das Geld?"

„Heute abend."

„Ich hab's nicht bei mir."

Natürlich kennt Magnus Herrn Wendmüllers Gedanken. Der Radio-Cerebrator verriet ihm, wie jener im Geist schnell den Inhalt seiner Brieftasche überzählte.

„Morgen ist's leider zu spät. Dann bedauere ich, daß ich Sie bemüht habe."

Friedrich Wendmüller denkt:

„Heute abend noch fährt er zu Samuel Hirschfeld. Samuel Hirschfeld hat immer Bargeld zu Hause. Samuel Hirschfeld wird das Geld geben und ich bin das Geschäft los."

Er spricht:

„So schreiben Sie den Wechsel."

„Tun Sie das selbst, Herr Wendmüller, ich habe noch nie so ein Ding gesehen."

Friedrich Wendmüller zieht ein Formular aus der Tasche und denkt, während er schreibt:

„Hat noch nie einen Wechsel gesehen, ist ein seltener Mann, wird sein Wort halten, ganz sicher, wird sein Wort halten und ich werde zehntausend Mark verdienen in sechs Monaten."

Er schiebt ihm das Papier hin und spricht:

„Unterschreiben Sie, Herr Doktor."

Doktor Magnus unterzeichnet den Wechsel. Zögernd nimmt Friedrich Wendmüller die Brieftasche heraus. Er denkt:

„Ich bin ein Tor, ich werfe mein schönes Geld auf die Straße. Nein, ich tue etwas Gutes, ich bin ein Wohltäter der Menschheit, ich unterstütze eine edle Sache und mache dabei noch ein gutes Geschäft."

Er zählt die Scheine auf den Tisch und Doktor Magnus nimmt sie zu sich, Wendmüller streckt beide Hände aus.

„Nein, geben Sie wieder, ich will's mir bis morgen überlegen. Ich —"

Er blickt den stumm dastehenden Doktor an.

„Nein, es ist gut. Sie werden Wort halten, Sie sind ein ehrlicher Mann. Bringen Sie mich wieder zum Auto."

Herr Wendmüller fährt davon, und Doktor Magnus sinkt erschöpft in einen Stuhl. Wie seine Stirn brennt, wie sein Kopf schmerzt, von dem intensiven Anspannen der Gedanken, die er in Wendmüllers Hirn übertrug. Er kühlt seinen Kopf. Er nimmt etwas Niederschlagendes ein. Dann lacht er vergnügt.

„Weltherrschaft!"

In der Nacht noch kommt ein verzweifelter Rohrpostbrief. Wendmüller will das Geschäft rückgängig machen. Magnus antwortet gar nicht. Wendmüller ist ein vernünftiger Mensch. Er betrachtet den Wechsel. Er überdenkt den ganzen Abend und die Unterredung. Er begreift sich nicht. Er versteht sich selbst nicht, aber er muß sich sagen, daß er selbst ganz allein daran schuld ist, daß er das Geld gegeben. Der Doktor hat fast gar nicht gesprochen, hat ihn auch nicht etwa hypnotisiert, denn er hat ihn ja gar nicht angeguckt. Er selbst hat zu ihm plötzlich so großes Vertrauen gewonnen, so außerordentliches Vertrauen, daß er ihm das Geld gegeben. Er selbst hat ja mit seiner eigenen Hand das Akzept ausgefüllt, das der Arzt unterschrieben. Es ist alles in tadelloser Ordnung. Lächerlich wäre es, wollte er jemand etwas davon sagen. Aber natürlich das Geld ist verloren. Sicherlich, denn der Mensch ist ja ein Abenteurer. Wie kann man einem Ehrenwort glauben? Und der Sonderling, da liegt die Auskunft vor ihm auf dem Tisch: ein vollkommen mittelloser Phantast. Auch Geheimrat Milanius hat mit ihm gebrochen. Ein Abenteurer, der sein ganzes Erbteil in wahnsinnigen Erfindungen verpulverte — das alles hat er gewußt. Die Auskunft hat er vorher gelesen. Wie konnte er überhaupt hinfahren? Und dann. — Lächerlich! Wenn's noch Zauberer gäbe, möchte er glauben, er wäre behext. Um Gottes willen zu niemand darüber reden, daß ihn die anderen noch obendrein auslachen. Lieber das Geld einbüßen — oder — vielleicht kriegt er doch noch die zwanzigtausend.

Noch eine Sache, die etwa acht Tage zurückliegt. Doktor Severin Magnus sitzt im Kontor des Kommerzienrats Hölderlin. Der Kommerzienrat hat allerhand Sorgen. Er hat alle Gelder, die irgend flüssig zu machen waren, in Rundfunkunternehmen hineingesteckt und die Sache will nicht so gehen, wie sie soll. Noch sind überall Kinderkrankheiten zu überwinden. Hat Apparate nach Städten verkauft, in denen man plötzlich nichts hört, weil irgendwelche noch nicht ganz erforschte Zufälligkeiten die Wellenleitung im Äther ablenken. Ärgerlichkeiten! Prozesse! Neue Millionen sind nötig. In vierzehn Tagen ist Generalversammlung. Dem Kommerzienrat brummt der Schädel. Da meldet man ihm den Doktor Magnus.

Dumm, daß der Diener bereits verraten, daß der Kommerzienrat im Hause sei. Er kann ihn nicht gut abweisen, er verkehrte ja nun einmal in seinem Hause. Aber er mag ihn nicht. Er sieht in ihm einen Nebenbuhler seines Sohnes Werner bei der schönen Isolde Milanius. Und die Verbindung mit der Tochter des reichen und berühmten Geheimrats wäre ihm jetzt eben willkommen.

Severin Magnus wartet allein in dem Arbeitszimmer des Geheimrats. Selbstverständlich ist das Haus von Antennen überhöht. Und Sende- und Gebeapparate stehen überall auf dem Schreibtisch.

Es ist Severin nur recht, daß er warten muß. Schnell zieht er den Radio-Cerebrator aus seiner Tasche. Die beiden kleinen Membrandosen mit den winzigen Fühlapparaten und die Leitung mit Stöpseln. Er verbirgt in dem Schreibtischsessel und in dem gegenüberstehenden Stuhl die beiden Empfangsdosen in der Falte zwischen Rücklehne und Sitz. Bei den vielen Drähten, die schon im Zimmer gespannt sind und auch als lose Leitungen umherliegen, fällt der neue Draht nicht auf, den er schnell in die Kathodenbatterie auf dem Schreibtisch einstöpselt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kuckuck.

Von Charlotte Ullmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Kuckuck im Aberglauben aller Zeiten. — Das Rätsel unter den Vögeln. — Warum unsere Wälder den Kuckuck nicht missen können. — Das Kuckucksei.

„Hast du schon den Kuckuck gehört?“ fragt ein Naturfreund den anderen gegen Mitte April. Jeder freut sich, wenn er den Verkünder des Frühlings zum ersten Male hört und fragt abergläubisch den Kuckuck um die Zahl seiner noch übrigen Lebensjahre. Wie einförmig auch immer der Ruf dieses Vogels klingt, so wird er doch in jedem Frühling mit stets gleichem Vergnügen vernommen. Merkwürdig ist es, daß man sich noch immer bei der musikalischen Feststellung seiner zwei Töne widerspricht. In Norddeutschland behauptet man, diese zwei Töne bildeten das Verhältnis einer kleinen Terz. Beethoven, der in seiner berühmten Pastoral-Sinfonie den Ruf des Kuckucks nachahmt, stellt ihn durch eine große Terz dar, und zwar durch das zweigestrichene d und das eingestrichene b. Dies könnte zu dem Schluß führen, daß die Kuckucke in der Wiener Gegend, wo Beethoven ihrem Rufe lauschte, in den Intervallen einer großen Terz, und die im Norden in einer kleinen Terz rufen. Nur das Männchen indessen ruft: Kuckuck, das Weibchen hat ein kicherndes Geschrei, das einem Lachen ähnelt, der junge Vogel schreit: Zirr.

In der Größe, der Farbe, dem langen Schwanze, selbst dem Fluge hat der alte Kuckuck — und zwar die gemeine Art — Ähnlichkeit mit dem Sperber, und daher schreibt sich der schon seit Jahrtausenden bestehende Aberglaube, daß sich der Kuckuck in einen Sperber verwandele. Übrigens muß er in den Märchen und Volksliedern gar verschiedenartige Rollen übernehmen. Bald wird er darin aufgeführt als willkommener Frühlingsbote, als Verkünder von Glück und Ehesegen, bald als Wahrsager, böser Schalk, bald als Possenreißer, eitler Geck, als Ehebrecher und Störenfried. Ein böser, nichtsnutziger Gesell trägt noch jetzt oft des Kuckucks altdeutschen Namen „Gauch“. Es ist eben dem Volksmärchen gemäß ein verwünschtes, verwandeltes Wesen. Daraufhin deuten wenigstens die sprichwörtlichen Verwechselungen des Kuckucks mit dem Teufel: „Das hol' der Kuckuck!“ „Zum Kuckuck!“

Kein Wunder! Wie sollten sich unsere heidnischen Vorfahren sonst die vielen rätselhaften Eigentümlichkeiten dieser Vogelart erklären? Von allen europäischen Vögeln legt nur der Kuckuck seine Eier in ein fremdes Nest; er führt ein bequemes Schmarotzerleben, fühlt sich nicht zum Nestbau, noch zum Brut- und Fütterungsgeschäft verpflichtet. Der Kuckuck stand ferner im Verdacht, die Eier der anderen Vögel auszutrinken und junge Vögel zu töten, und vor allem galt er als ein zänkischer Vogel, als ein brutaler, gefräßiger, rücksichtsloser Gesell! Damit ein einziger Kuckuck aufgezogen wurde, ward oftmals eine ganze Brut von insektenfressenden Vögeln zerstört, und die Stiefeltern pflegten denjenigen noch mit der größten Sorgfalt, um dessentwillen ihre eigenen Kinder zugrunde gehen mußten! War das nicht ganz unbegreiflich?

Wir wissen heute, daß jede Erscheinung in der Natur ihre tiefe Ursache und einen ganz besonderen Zweck hat.

Über die tiefere Ursache, weshalb der Kuckuck ein so absonderliches Leben führt, berichtet der Jesuitenpater und Naturforscher Wasmann: „Der Beruf des Kuckucks ist es, ein Vertilger der haarigen Raupen zu sein, die wegen ihrer Brennhaare von anderen Vögeln entweder gar nicht oder nur ausnahmsweise gefressen werden. Der Kuckuck verzehrt dieses Ungeziefer mit außerordentlichem Appetit und ohne Nachteil für seine Gesundheit. Die behaarten Raupen des Prozessionsspinners und des Kiefernspinners, der Nonne, des Weidenspinners und des Schwammspinners zeigen aber die auffallende Erscheinung, daß sie in manchen Jahren stellenweise in ungeheuren Massen erscheinen; dann kommt ein verheerender Raupenfraß, wie ihn die Nonne in den letzten Jahren verursacht hat. Für gewöhnlich tritt der Kuckuck ziemlich dünn verteilt auf. Es sind gleichsam Polizeistationen, die auf das haarige Raubgesindel ein wachsames Auge haben und es unter normalen Verhältnissen auch in den gebührenden Schranken zu halten vermögen. Tritt aber irgendeine Massenvermehrung jener Raupen ein, dann genügt die Polizei nicht mehr, es müssen Truppen verschiedener Waffengattung mobil gemacht und an die bedrohten Punkte gesandt werden. Eine dieser Truppen sind die Scharen des Kuckucks, die sich nach den Raupenherden zusammenziehen und dort wochenlang verweilen müssen, um etwas Ergiebiges auszurichten. Die Raupenmonate, in denen der Raupenfraß stattfindet, sind aber zugleich die Brutmonate der Vögel. Wäre der Kuckuck, gleich anderen Vögeln, an die Wiege seiner Jungen gefesselt, so könnte er dem Aufgebote zur Vaterlandsverteidigung nicht Folge leisten; er müßte zu Hause bleiben und für seine Familie sorgen. Wie kann er aber vom Nestbau, vom Brut- und Fütterungsgeschäft entbunden werden, ohne daß sein Geschlecht ausstirbt? Nur dadurch, daß er seine Eier fremden Vögeln in Pflege gibt, daß er ein Schmarotzer wird.“

Der Kuckuck findet sich nur paarweise in den Wäldern, und zwar je eine halbe Stunde und weiter von einander. Sonach hat jedes Pärchen sein bestimmtes Gebiet, in dem es kein anderes duldet. Sobald sich daher ein Kuckuck aus seinem Revier in das eines anderen wagt, so gibt es Zank und Streit, bis der Eindringling sich entfernt hat. Wer ihn einen zänkischen Vogel schimpft, bedenkt nicht, daß er zu diesem Benehmen gezwungen ist, da er sonst keine ausreichende Nahrung finden würde. Das Weibchen legt jährlich etliche 20 Eier und zwar einen Tag um den andern, besonders in die Nester der Grasmücken, Rotkehlchen, Bachstelzen, kurz in die Nester der Vögel, die alle Insektenfresser sind, — da der junge Kuckuck von einem samenfressenden Vogel nicht könnte erzogen werden.

Daß der Kuckuck die Eier der anderen Vögel austrinkt oder die junge Brut tötet, hat sich nicht erwiesen, wohl aber entfernt das Weibchen regelmäßig vor oder beim Legen ein oder mehrere Nesteier, um dem seinigen in dem Nest der kleineren Vogelarten Platz zu machen. Hierbei hat es oft heftige Kämpfe mit den Nesteigentümern auszufechten, die nicht selten das Zugrundegehen des Kuckuckseies zur Folge haben. Die erwähnten zerbrochenen Eier sind also entweder die aus dem Nest entfernten Eier der erwählten Nährmutter des jungen Kuckucks oder Eier vom Kuckuck selbst.

Die Pflegeeltern füttern ihr gefräßiges Pflegekind mit der größten Treue. Der Sauerklee, dem der Aberglaube noch viele Heilwirkungen zuschreibt, wird von den Landleuten „Kuckucksmus“ genannt. Dieser Klee, sowie das Gauchheil (Anagallis), sollen die Lieblingsnahrung des jungen Kuckucks sein. Bemerkenswert ist noch, daß der von einem Insekt, der Cikade, herrührende speichelartige Schaum, der im Frühling auf jungen Weiden oft liegt, bei den Landleuten „Kuckucksspeichel“ genannt wird.

Ein Schritt verklang.

Skizze von Marie Gerbrandt.

(Nachdruck verboten.)

Es gab Herbert Aßmann gleich ein unangenehmes Gefühl, als der Kellner ihm zuflüsterte, draußen sei ein Herr, der ihn dringend zu sprechen wünsche. Und als er in der weinumrankten Veranda des Gasthauses seinen Freund Wolf Heinze im Scheine der leise hin- und herschwingenden Ampel bleich und erregt auf sich zutreten sah, war ihm, als würfe sich eine Macht gegen ihn, der er nicht gewachsen sein würde.

Er hatte sonst eine offene Hand; seine Freunde wußten das. Aber heute verlangte Wolf zuviel. Eine solche Summe konnte Herbert unmöglich — — nun ja, wenn er alles zusammenraffte, sich auf ein paar Monate krumm legte, hätte er vielleicht das Geld aufbringen können. Aber sich aller Mittel berauben, hieß armselig vor Annemarie Weinholz dastehen, die so strahlend für eine Blumengabe zu danken wußte, so hinreißend temperamentvoll sein konnte, wenn man auf einem Fest ihren Kavalier machte, soviel Wert auf die korrekte äußere Erscheinung legte. Hatte nicht auch Wolf Heinze, trotz seines bescheidenen Gehaltes, immer das Äußerste getan, ihr in diesem Punkte zu genügen? Er war fast zu einem beachtenswerten Nebenbuhler Herberts geworden. Vielleicht waren diese Ausgaben mit ein Grund zu seiner jetzigen fatalen Lage? — Trotzdem, wenn Herbert das Geld übrig gehabt, hätte er helfen müssen, das war die Pflicht. Anstands- und Freundschaftspflicht. Wie sich der arme Kerl demütigte! Er flehte, er beschwor; am ganzen Körper zitternd, bewahrte er nur mühsam Haltung. Aber Herbert hatte eine solche Summe nicht übrig. Er lehnte nach kurzem Kampfe ab und blieb fest, so laut sich auch verworrene Stimmen in seinem Innern zugunsten des Bittenden erhoben. Als Wolf Heinze begriff, daß er nichts ausrichtete, wurde er aschfahl, seine Schultern sanken herab, und er taumelte davon. Herbert blieb auf der Veranda stehen und lauschte ihm nach. Der torkelnde Schritt zögerte — ging dann etwas gefestigt weiter — zögerte abermals — und verklang in der Ferne.

Herbert war es plötzlich, als sei etwas für immer aus seinem Leben geschieden, das eine ungeheure, schmerzhafte Leere zurückließ. So viel war ihm Wolf Heinze doch nie gewesen? Ein guter Junge ohne Arg, gewiß; voll Vertrauen und ihm zugetan, aber leichtsinnig. Herbert hatte ihm oft prophezeit, daß ihm die Elle länger werden müsse als der Kram. Übrigens konnte man im Notfall ja noch morgen... zusehen...

Aber am nächsten Morgen erfuhr er durch Zufall, Wolf sei verreist. Nach einigen Tagen sickerte durch, die Kasse, die er zu verwalten gehabt, stimme nicht. Aber die eingeleitete Verfolgung werde wohl zwecklos sein, Heinze solle glücklich ein Schiff nach Amerika erwischt haben.

Als Herbert dies vorsichtig gegen Annemarie erwähnte, bei deren Eltern er zum Sonntage eingeladen war, starrte sie ihn fassungslos an: „Er ist fort? — Aber er wollte sich doch an Sie — —“ Alles Blut wich aus ihrem Antlitz. Und als Herbert die Achseln zuckte, kam etwas Feindseliges in ihren Blick. „Sie haben ihm nicht geholfen? Ich dachte, Sie wären Freunde?“

„Dies ging über Freundschaftsdienst“, sagte Herbert. „Man ist nicht gleich in der Lage, eine solche Summe aufzubringen.“ — Dabei klang es in seinem Innern jedoch wie ein Chor von trauernden, klagenden Stimmen.

Und das schöne Gesicht vor ihm verschloß sich wie in tiefem Schmerz, die Mundwinkel zuckten vor verhaltenem Weinen. „Sie haben ihn geliebt“, sprach er, ohne den Inhalt des Wortes noch recht zu erfassen. Annemarie schüttelte den Kopf. Sie lächelte, sie hatte sich wieder in der Gewalt. „Er stand mir nahe. Sie waren doch beide Freunde. Ich mache Ihnen ja keinen Vorwurf; zwischen uns soll dies Ereignis nichts ändern, nicht wahr?“ Sie bot ihm die Hand.

„Und ich bin die bessere Partie“, dachte Herbert, als er seine Rechte in die ihre legte. Ihm war, als breche etwas sehr Schönes aus seinem Leben auf und weiche zögernd von hinnen. Der Glaube? Die Liebe? Das Glück? — Er ging auf Annemaries liebenswürdigen Ton ein — es brauchte [illegible] alles nicht wahr zu sein, was er sich da einreden wollte — — und dennoch: ein Schritt entfernte sich, verklang — ver-[illegible]ung.

Ein neu aufgefundener Josephus-Text über Jesus Christus.

Die Londoner „Times“ veröffentlichten kürzlich nach einem kleinen englischen Kirchenblatt die Nachricht, daß in altslawonischer Übersetzung eine bisher unbekannte Gestalt des Werkes „Vom jüdischen Krieg“ aus der Feder des jüdischen Schriftstellers Flavius Josephus gefunden worden sei, die nähere Mitteilungen über Jesus enthalte, und daß diese slawonische Version die direkte Übersetzung der aramäischen Urschrift dieses Werkes von Josephus darstelle. Wie nun aus einer von dem österreichischen Archäologen Dr. Robert Eisler an die „Times“ gesandten Zuschrift zu ersehen ist, reicht diese Entdeckung schon auf viele Jahre zurück und er selbst hat im Oktober 1925 auf dem Deutschen Philologenkongreß in Erlangen auf Grund seiner Forschungen eine neue, aus diesen Texten zu folgernde Theorie zum Vortrag gebracht. In Wirklichkeit handelt es sich um 14 Manuskripte, die tatsächlich aus der aramäischen Urschrift geschöpft wurden, aber nicht in slawonischer Sprache, sondern in einem zwar alten, aber echten nordrussischen Idiom abgefaßt sind und in verschiedenen russischen Bibliotheken (Moskau, Kasan) aufbewahrt werden. Eine vollständige deutsche Übersetzung dieser ganzen russischen Version ist eben von Professor Konrad Graß in den „Verhandlungen der Universität Dorpat“ veröffentlicht worden.

Das interessanteste Moment dieser neu gefundenen Texte ist der Einblick, den sie in die politische Geschichte des tragischen Jahres 33 nach Christium bieten. Sie gestatten keinen Zweifel daran, daß der triumphale Einzug Jesu in Jerusalem und die „Reinigung“ des Tempels von den Juden sowohl wie von den Römern als eine revolutionäre Erhebung gegen die römische Herrschaft angesehen wurde, wie denn auch Markus selbst von diesen Ereignissen als von „der Revolution“ sprach, in welcher Barabas und seine „Mitverschworenen“ ein Blutbad anrichteten. Bei dieser Gelegenheit muß es gewesen sein, daß „Pilatus das Blut der Galiläer mit dem Blut ihrer Opfer (auf dem Altar des Tempels) vermischte“ und daß „der Turm von Siloah auf eine weitere Zahl dieser Galiläer stürzte“ — nicht durch einen Unglücksfall, sondern infolge der Aktion der Römer, die ihre Sturmböcke gegen diese den Zugang zu den Wasserzuflüssen von Ophel beherrschende Festung arbeiten ließen, wodurch die Anhänger des Messias überrascht worden sein müssen. Dabei ist es von großer Bedeutung, daß selbst diese feindselige Feststellung nicht die Beschuldigung enthält, Jesus habe diesen Aufstand gegen die römische Besatzungsarmee begonnen, sondern daß zugegeben wird, er sei von seinen zelotischen Gefolgsleuten auf diesen Pfad gedrängt worden.



Bunte Chronik



* **Russische Fürsten.** Zu den von Zeit zu Zeit in der Presse aller Länder auftauchenden Meldungen über arg heruntergekommene Mitglieder der russischen Aristokratie äußert sich in der „Nieuwe Rott. Courant“ ein Mitarbeiter, der der Sache ein wenig auf den Grund geht. „Man liest hin und wieder,“ schreibt er, „von russischen Fürsten in untergeordneten Stellungen in Paris und sonstigen Metropolen Europas. Es scheint wenig bekannt zu sein, daß der Adel dieser Fürsten ganz anderer Art ist, als man sich beim Hören des Titels vorzustellen geneigt ist. Der Titel Fürst steht in Rußland jedoch auf etwa derselben Wertstufe als der Barontitel in Westeuropa. Die Zahl der Fürsten ist daher sehr groß, und sie hatten am russischen Hofe kaum Rechte oder irgendwelchen Einfluß auf Grund ihres Standes. Sehr gut läßt sich das z. B. beobachten in Tolstojs Roman „Krieg und Frieden“. Die Stellung des jungen Grafen Besukow ist gänzlich verschieden von der der zahlreichen Fürsten und Fürstinnen, die zum großen Teil in wenig günstigen finanziellen Verhältnissen leben. So ist denn auch der Vater des Fürsten Andreas, der alte Bolkonsky, der Typus eines einfachen Landjunkers in Westeuropa. Man darf sich die russischen Fürsten in Paris (und anderswo) nicht vorstellen als unermeßlich reiche Besitzer von fürstlichem Geblüt, die plötzlich der Armut verfallen sind. In jedem Lande findet man zu allen Zeiten ihre Schicksalsgenossen, die Mitglieder adliger Geschlechter, die sich durch Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen. Die meisten, auf alle Fälle die wertvollsten unter ihnen, fühlen sich dabei keineswegs unglücklich und verlangen auch nicht nach dem Mitleid, das ihnen unerbeten so verschwenderisch entgegengebracht wird.“

*

* **Zunahme der Mehrlingsgeburten.** Die Geburt von Zwillingen ist in Deutschland eine sehr häufige Erscheinung, denn sie wird schon bei je 80 Geburten einmal beobachtet. Sehr selten sind dagegen im allgemeinen Drillings- oder gar Vierlingsgeburten. In den Nachkriegsjahren hat sich nun eine ungemein starke Vermehrung der Drillings- und Vierlingsgeburten bemerkbar gemacht. Das gilt besonders für die Jahre 1920 und 1921, wo der übliche Durchschnitt um das Dreifache übertroffen wurde. Während bei den Drillingen die Knaben überwogen, war es bei den Vierlingen umgekehrt. Die höchste Mehrlingsgeburt, die beglaubigt ist, betrifft Sechslinge, die allerdings vorzeitig tot ausgestoßen wurden. Fast immer besteht eine erbliche Veranlagung der Mutter, manchmal auch des Vaters. So ereignete sich in Wien der Fall, daß eine Frau dreimal Zwillinge, sechsmal Drillinge und zweimal Vierlinge zur Welt brachte. Der Mann war ein Zwillings-, die Frau ein Vierlingskind. Meist mißlingt es allerdings, Vierlinge am Leben zu erhalten, auch bei den Drillingen, die in der Nachkriegszeit geboren wurden, meist zwei Knaben und ein Mädchen, konnten nur wenige am Leben erhalten werden. Zuweilen gelang dies durch künstliche Aufzucht in Kinderbrutanlagen. Dr. med. G. F.

Lustige Rundschau



* **Tragödie.** Erster Kranker: „Sie sehen ja so blaß aus?“ — Zweiter Kranker: „Ja, gestern bin ich zum zweiten Male operiert worden, der Arzt hatte seine Säge in meinem Magen liegen gelassen!“ — Arzt (in diesem Moment hereinkommend): „Ich habe meinen Hut hier liegen gelassen, hat ihn niemand gesehen?“ — Der zweite Kranke fällt in Ohnmacht.

*

* **Der schlagfertige Schauspieler.** Auf einer Provinzbühne wird ein Schauerdrama einstudiert, in welchem mehrere Personen vom Leben zum Tode befördert werden. Als bei der Generalprobe der Darsteller eines Wildschützen mit dem Gewehr unvorschriftsmäßig hantiert, faucht ihn der Direktor an: „Aber Mensch, wie halten Sie denn bloß die Waffe? Soll ich Ihnen etwas vorschießen?“ Sofort wirft der Schauspieler die Waffe hin und flüstert, die Hand aufhaltend, dem Direktor zu: „Wenn Sie so gut sein wollen!“ fh.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.